



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Müller, Willi: Das Judentum auf dem Wiener Kongreß

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Urquell jener scrap-of-paper-Theorie zu brandmarken, die seit August 1914 in der Welt als offizielle Lehre des verträgezerrütenden Deutschland gilt. Es widerstrebt einem seit langem, den schon fast verbrauchten Vorwurf der Heuchelei auf Engländer anzuwenden; aber ist dies, zusammen mit der ganzen Greuelitanei und dem abgestandenen Schwindel über the cynical violation of the treaty which guaranteed the neutrality of Belgium, nicht Heuchelei in ihrer widerwärtigsten Form?

Nach alledem dürfte es sich erübrigen, noch auf die Auslassungen über „deutsche Kultur“ einzugehen. Sie stehen auf derselben Höhe wie das übrige.

So also stellt man jetzt Heinrich von Treitschke dem britischen Leser dar; dieses Zerrbild von ihm wird in der Welt verbreitet. Denn ein Zerrbild bleibt es, wenn auch der kritische Leser, sogar wenn er nur den fehlerhaften englischen Text McCabes vor Augen hat, in Treitschkes eigenen Worten seine Rechtfertigung und die Widerlegung des gehässigen Anklägers finden kann. Kritisch stehen auch wir dem feurigen Kämpfer gegenüber, und nicht wenig betrachten wir heute mit anderem Urteil als er. Aber das soll uns nicht hindern, ihn um so mehr zu lieben, je mehr ihn das Ausland verunglimpft, und uns zu ihm zu bekennen, gleichwie er sich mit unerschütterlicher Treue stets zu seinem Volk bekannt hat.



Das Judentum auf dem Wiener Kongress

Von Professor Dr. Willi Müller



Es geschah im Herbst 1814, daß die Fürsten unseres Erdteils mit allem Zubehör in der alten Kaiserstadt an der Donau zusammenkamen, um die durch die napoleonischen Wirren aus den Fugen gegangene Welt wieder zusammenzuleimen: Europa war in Wien. Offizielle und offiziöse Dinners fanden täglich statt, und an Konzerten, Maskenbällen, Karussells oder Jagdpartien war so wenig Mangel wie an Revuen, Paraden und sonstigen militärischen Schaustellungen; auf 30 Millionen Gulden werden von kompetenter Seite die Kosten geschätzt, die dem Wiener Hofe seine Gastfreundschaft verursachte, eine Summe, mit der die Vergnügungen der kaiserlichen und königlichen Herren wie die geistvollen Bemerkungen des Fürsten von Signe ja allerdings teuer genug bezahlt wurden. Bald begann aber auch die vornehme Wiener Gesellschaft sich gastlich zu erweisen, und ihr schlossen sich die bedeutendsten Finanzleute — meist jüdischer Abstammung — an; mancher der erlauchten Gäste mag die Vermittlung dieser

Geldmänner in schwierigen Lagen in Anspruch genommen haben und dachte wie der in Wien ebenfalls anwesende Herzog Emerich Joseph v. Dalberg, dessen Rezept — er war erprobter Lebenskünstler — lautete, neben den Weibern, die zum Amüsieren da seien, und den Schriftstellern, denen der Mensch seine Reputation verdanke, müsse man vor allem auch die Freundschaft der Bankiers kultivieren, um im gegebenen Falle des nötigen Mammons nicht zu ermangeln. So war die gesellschaftliche Stellung der Finanzaristokratie sicher fundiert, und fördernd wirkten noch die argen Geldnöte des österreichischen Staates mit, die den großen jüdischen Bankfirmen ermöglichten, als Retter aufzutreten, und ihren Inhabern Zutritt zu den vornehmen Kreisen des großen diplomatischen Sanhedrin verschafften. Ja, die Haute Finance zeigte bald das Bestreben, es in der Sorge für die Unterhaltung der Kongressgäste selbst dem Hofe gleich zu tun, und man fand mal wieder Gelegenheit zu erkennen, welch gewaltige Macht das Geld ist; denn unter den ungezählten Festen, durch die man die Fremdlinge ehrte, gehörten — und das will wirklich etwas sagen, wo jeder neue Tag auch neue Wunder dieser Art brachte — diejenigen der Geldaristokratie zu den glänzendsten. Der Zusammenfluß so vieler Begüterter ließ durch die Kassen der großen Bankhäuser ungeheure Summen gehen, von denen ein beträchtlicher Teil den Chefs verblieb; und wenn die erste Gesellschaft den exklusiven hohen Adel umfaßte — in der sogenannten zweiten gab die hohe Finanz den Ton an; natürlich sehr zum Mißbehagen gewisser reaktionärer Kreise, in denen das Schlagwort zirkulierte — es soll vom Grafen Münster stammen —: „Das ist der Hauptkampf unserer Zeit, die Antichambre will durchaus in den Salon“. Aber diese Antichambre, soweit sie sich aus den jüdischen Finanzbaronen zusammensetzte, verstand es — das mußte man ihr lassen —, ihren unerhörten Luxus durch die Liebenswürdigkeit des Empfanges noch zu übertreffen, und die Geselligkeit, die sie übte, gleich dem Schlüssel zu einem Schatzhause, aus dem man bereichert weiterzog, denn im Wiener Judentum lag neben dem vielen Geld auch viel Intelligenz aufgestapelt.

Mehrere Berliner Jüdinnen befruchteten dort zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die geistigen Kreise; so die einer reichen Kaufmannsfamilie entstammende Marianne Meyer, eine Erscheinung von blendender Schönheit wie von fesselnder Koletterie, geistreich und witzig — Goethe spricht von ihren zarten Lippen und ihrer spitzen Zunge —, die einen Fürsten Reuß heiratete und nach dessen Tode unter dem Namen einer Frau v. Eybenberg, den sie nach einem Reußischen Ritteritze annahm, in der Hauptstadt Österreichs lebte und den Berliner Goethe-Kultus dahin verpflanzen half; in ihre umfangreiche Korrespondenz mit dem Altmeister der Dichtkunst läßt A. Sauer's treffliches Buch „Goethe und Österreich“ einen interessanten Blick tun. Dann eröffnete Rahel Levin, die mittlerweile Rahel Barnhagen geworden war, zur Kongresszeit in Wien wieder einen Salon, eine Art Fortsetzung ihres alten

Berliner Kreises, in dem sie den Gästen, darunter dem Prinzen Louis Ferdinand, des geistvollen Königs genialem Neffen, Goethes Werke analysiert hatte; ihr neues Heim, ein bureau d'esprit, in dem man mehr Gewicht auf Geist und Gemüt als auf die Entfaltung kostspieligen Prunkes legte, wurde bald zu einem Mittelpunkt anregenden Gedankenaustausches. Und auch der jüdische Arzt und Schriftsteller Dr. Koreff, der als Leibmedicus des Fürsten Hardenberg mit diesem nach Wien gekommen war und sich schnell eine praxis elegans gründete, spielte — um neben den Damen doch auch einen Herrn zu nennen — in den vornehmen Kreisen des Kongresses eine geistig anregende Rolle.

Eine andere Gruppe jüdischer Besucher der großen politischen Tagung waren Bittsteller, gekommen, die Interessen ihrer Glaubensgenossen wahrzunehmen; so ein Bankier Lämel, Vertreter der Prager Judenschaft, und Jakob Baruch, der Vater Ludwig Börnes, den die jüdischen Einwohner der Stadt Frankfurt am Main entsandt hatten, um den drohenden Verlust ihrer neu erworbenen bürgerlichen Rechte abzuwehren. Jüdischen Ursprungs war auch ein gewisser schon 1771 nach Wien verschlagener, aus dürftigen Verhältnissen stammender Epstein, der es bis zum Sekretär der böhmischen Hofkanzlei brachte, unter dem Namen v. Ankerberg geadelt wurde und zur Zeit des Kongresses durch Geist, Wiß, mannigfache Kenntnisse, sein vortreffliches Schachspiel und eine berühmte Münzensammlung glänzte. Als Musikfreund aber und weit den Dilettantismus überragenden Tonkünstler lernen wir den ebenfalls einer jüdischen Familie entstammenden Joseph Hönig, Edlen v. Henikstein, einen Wiener Großkaufmann, kennen, der Mozarts Freund gewesen war und auch Beethoven förderte; er spielte meisterhaft die Mandoline wie das Violoncello, wirkte auch gern als Quartettspieler, und die musikalischen Abende in seinem Hause waren berühmt.

Das Hauptkontingent der bei den vornehmen Kreisen des Kongresses akkreditierten Juden stellten aber, wie oben angedeutet, die Bankiers. Unter ihnen finden wir den Wiener Großhändler Leopold Anton Ekan, der besonders zu dem Könige von Bayern gute Beziehungen hatte und später von diesem geadelt wurde, dann Leopold Herz, bei dem die beste Gesellschaft verkehrte, um sich an seinen auserlesenen Dinern zu ergötzen. Gleich am Tage nach seiner Ankunft speiste beispielsweise Wellington mit Lord Castlereagh, Lord Stewart, dem Fürsten Metternich und Talleyrand wie anderen hochgestellten Persönlichkeiten bei ihm zu Mittag. Vielleicht hatte Metternich den berühmten Briten eingeführt; nach dem Urteile weiter Kreise sollte der österreichische Staatsmann den Juden Herz protegieren, weil er ihm Geld schulde. Auch das Geymüllersche Haus, vertreten durch die beiden mit ihrem Neffen assoziierten Bankiers dieses Namens, spielte eine große Rolle; es besorgte während des Kongresses, um nur dieses eine anzuführen, die Geldgeschäfte Talleyrands. Als eine Leuchte der Gesellschaft glänzte zumal Frau Rosalie von Geymüller; diese war früher in der sehr begüterten gräflich Fries'schen Familie, deren Chef, Graf Moritz, aller-

dings bald darauf durch seine jüdische Maitresse Fanny Lombard ruiniert wurde, Gouvernante gewesen, hatte aber das Herz des Barons Henri Geymüller so in Flammen gesetzt, daß er sie heiratete. Die nicht nur schöne, sondern auch gefallsüchtige und recht galante Frau neigte, trotzdem sie einer völlig unbeeinträchtigten Sphäre entstammte, zu maßlosem Luxus, und ihre Ehe war denn auch nichts weniger als glücklich. Was Frau Rosalie dafür entschädigte, war die Musik; mit einer schönen und gut geschulten Stimme begabt, sang sie am 16. Oktober 1814 gelegentlich der Aufführung von Händels „Samson“, der auch der Hof und ein großer Teil der Kongreßmitglieder beiwohnte, eine der Solopartien. Wenn sie sich freilich der Hoffnung hingab, in ihren Salons — der Versuch wurde schon vor Eröffnung des Kongresses gemacht — eine Annäherung zwischen dem hohen Adel und der besseren bürgerlichen Gesellschaft herbeizuführen, so täuschte sie sich über die Grenzen des Möglichen: in den „Erinnerungen“ der Baronin Du Montet lesen wir eine außerordentlich scharfe von der Fürstin Kaunitz an der Gesellschaft, die sie bei Frau von Geymüller getroffen hatte, geübte Kritik. Ein anderes an derselben Stelle zu findendes Urteil, das die etwas weniger exklusive Gräfin Palfy über das in Frage stehende Fest abgab, lautete allerdings erheblich günstiger. Doch es blieb dabei: die Aristokratie der Geburt verhielt sich den anderen Kreisen — natürlich auch den gebildeten jüdischen — gegenüber nach wie vor ablehnend; törichterweise — denn sie wurde dadurch auch von denjenigen des Geistes getrennt: die „Prinzen aus Genieland“ wohnten jenseit der absurden Demarkationslinie. Und dabei wies z. B. die Gräfin Sophie Zichy eine Physiognomie auf, als sei sie soeben irgend einem Ghetto entsprungen! Prinz Anton Radziwill, der den österreicherischen Hochadel kannte, schildert ihn seiner Gemahlin in einem Briefe folgendermaßen: „Leichtsin, Flachheit, Prunk, Stolz und wenig innerer Gehalt. Sie sind gutmütig, ja, aber nur untereinander.“

Versuche jüdischer Millionäre, in der Sphäre des blauen Blutes festen Fuß zu fassen, sind übrigens, selbst wenn wir von aktuellen Erscheinungen absehen, auch nach den Tagen des Wiener Kongresses oft genug gemacht worden. Ich erinnere nur an den Frankfurter Amschel Maier Rothschild, der 1844 den Prinzen Wilhelm von Preußen, den späteren ersten Kaiser des neuen Deutschlands, als dieser in Homburg weilte, durch Vermittlung des Adjutanten Grafen Königsmarck — allerdings vergeblich — mit den Worten zu Tische zu laden versuchte: „Esse Sie bei mir, ich hab' alle vornehme Leu' und große Herren zu Tisch. Und das ist einmal so mein' Sach', sie müsse alle bei mir esse. Wenn der Herr Christus käm', er würd' auch bei mir esse!“ Und man aß in der Tat bei allen Rothschilds gut; zehn Jahre nach dem Kongreß hatte der Chef der Pariser Linie den berühmten Koch M. Carême, den „fameux empoisonneur“.

Als erstes der Wiener Bankhäuser figurierte während des Kongresses aber unbedingt die weltbekannte, infolge ihres soliden Geschäftsgebarens ausnehmend geachtete Firma „Arnstein u. Eskeles“, die viel Verkehr zumal mit Italien

und der Levante unterhielt und auch an den Anleihen der österreichischen Regierung teilnahm; der diplomatische Charakter, den der Baron Nathan Adam von Arnstein als schwedischer Generalkonsul trug, war solchem Glanze natürlich noch besonders förderlich. Seine Gattin Franziska, von den Freunden des Hauses kurzweg „die Fanny“ genannt, und ihre Schwester, Frau Cäcilie von Eskeles, waren Töchter des reichen Berliner Hofbankiers von 1810. Franziska von Arnstein, geboren 1758, konnte zur Zeit des Kongresses natürlich nicht mehr als Schönheit gelten, war aber als junge Frau in hohem Grade reizend gewesen und in ihrer neuen österreichischen Heimat schnell weithin bekannt geworden durch ein Duell, das ihretwegen — ob völlig ohne ihre Schuld, steht dahin — zwischen einem Baron Weichs und dem Fürsten Karl Liechtenstein stattgefunden hatte mit dem Resultate, daß dieser tödlich verwundet wurde. Jedenfalls zählte sie, die man wohl mit Frau von Staël verglichen hat, in der uns beschäftigenden Periode zu den geistvollsten und interessantesten Frauen Wiens; Verstand, Bildung, Takt wie Herzensgüte — sie wird als ausnehmend mildtätig geschildert — zeichneten sie in hohem Grade aus, und der Salon der lebenswürdigen, lebensprühenden Dame wurde denn auch bald ein Sammelplatz der bedeutendsten Männer.

„Bohrtätig, reizend, klug und ohne jene Mängel, die sonst als Gegengift der Schönheit Abbruch tun“ — so schildert sie uns der Dichter Uzinger, und in der Tat brachte sie im Verein mit Cäcilie von Eskeles und ihrer Nichte, der klugen Berliner Jüdin Fräulein Marianne Saaling, viel geistige Anregung nach Wien. Lebhaft und impulsiv, wie sie war, wird Franziska von Arnstein in einem Polizeiberichte allerdings als „bavarde“ bezeichnet; sie scheint eben ein echtes Berliner Kind und demnach „gut zu Fuß unter der Nase“ gewesen zu sein. Ihre stark ausgeprägte preußische Gesinnung zeigte sie auch durch glühenden Franzosenhaß und die schrankenlose Gastfreundschaft, die sie ihren Landsleuten von der Spree erwies, soweit solche zum Kongress gekommen waren; mittags wie abends sah sie Berliner gern an ihrer Tafel, und mit Stolz pflegte sie auch anderen Diplomaten gegenüber sehr energisch darauf hinzuweisen, daß Preußen seine Fehler durch wahre Wundertaten und unverkennbare Hingabe für Deutschlands Rettung getilgt habe. Sie gab sich überhaupt völlig als deutsch-nationale Frau.

Nicht zu leugnen ist freilich, daß die Geselligkeit bei Arnsteins einen leichten Anflug von Parvenütum aufwies; war der Salon der Frau Fanny doch der erste jüdische Wiens, in dem sich auch die beste Gesellschaft bewegte. Barnhagen von Ense, der in einer früheren Periode seiner Bekanntschaft mit Franziska — später modifizierte er sein Urteil erheblich — überhaupt nicht gerade sehr entzückt von ihr war, schrieb am 7. Januar 1810 aus der Donaustadt an Rahel Levin, bei Arnsteins werde die Bornehmheit nur durch jeden Abend ächzend fortgesetzte Anstrengung mühsam erhalten, und alles zittere, wenn eine Gräfin auf dem Sofa und eine Fürstin auf dem Stuhle sitze. Und gestützt wird

dieses Urteil durch einen Wiener Geheimpolizeibericht vom 10. Oktober 1814, in dem es heißt: „Frau von Arnstein tut sich viel zugute darauf, daß der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz dort Bistt gemacht hat.“ Es zeigt sich hier, wie so oft, daß ein reichlich bemessenes Quantum Devotion gegen Höherstehende zu den Kinderkrankheiten gesellschaftlich aufstrebender Naturen gehört. Ja, auch in dem glühenden Wunsche der Ehrgeizigen, die Festlichkeiten des Hofes durch ausgesuchten Luxus zu übertrumpfen, lag vielleicht ein Zug, wie er Emporkömmlinge charakterisiert. Die glanzvolle gesellschaftliche Repräsentation war es allerdings, die das Haus Arnstein in allen Zirkeln des Kongresses berühmt machte, und man muß sagen, wie sich hier die Märchenpracht des Orients den staunenden Blicken enthüllte, so wurden die Gaben des Reichthums, durch Geschmack geläutert, dargeboten: überall Gold und Seide und Tausende von Kerzen, deren Licht hohe Spiegelwände zurückwarfen; wohin das Auge sah, auf den Treppen, in den Salons und in den Tanzsälen die seltensten, allen Klimaten entlehnten Blumen, die im reichsten Farbenglanze leuchteten und die hohen Räume mit ihren Düften erfüllten; und dazwischen Bäume, an denen, zum Genuße ladend, Kirschen, Pfirsiche und Aprikosen hingen, sodaß man mitten im Winter in einen Lenz an der Riviera versetzt zu sein glaubte. Dem Volke draußen aber erschien das Arnsteinsche Palais wie ein verzaubertes Schloß; halb neugierig, halb ehrfurchtsvoll folgten die Blicke der Menge der nicht endenwollenden Reihe von Equipagen, die bei den Festlichkeiten vorfuhren, und Seufzer der Sehnsucht klangen zu den weit in die Nacht strahlenden Fenstern hinauf. Jeden Dienstag war bei Arnsteins Musik und Tanz. Ein Konzert, ausgeführt von den ersten Künstlern der Kaiserstadt, pflegte die Abendunterhaltung einzuleiten, und an dieses schloß sich ein Ball an, dem ein außerordentlich luxuriöses Abendessen folgte. Manchmal wurden auch lebende Bilder gestellt und mit solchem Erfolge, daß man allgemein der Ansicht war, Frau von Arnstein habe die Tableaux mouvants des kaiserlichen Hofes übertroffen. An solchen Abenden zählte das gastfreie Haus oft hundertundfünfzig und mehr Gäste, darunter Prinzen, Fürsten und Grafen wie sonstige Träger erster Namen; auch Lord Wellington wohnte am 15. Februar 1815 einer derartigen Vorführung bei. Kein Wunder, wenn im Arnsteinschen Heim alle vornehmen Fremden ein- und ausgingen, wenn es ein Sammelplatz der großen Welt, ein Zentrum des geselligen Verkehrs, ein Muster angenehmster Gastlichkeit und ein Vereinigungspunkt alles dessen war, was Namen und Rang aufweisen konnte. Gar mancher, der dort erschien, hatte seine Hand an den Speichen des Rades, dessen Drehungen den Gang der Weltgeschichte bestimmen. Selbst den Kardinal Consalvi sah man im Hause des Juden Arnstein; er war dorthin gelangt durch Vermittlung des päpstlichen Nuntius Severoli, dessen sich der hilfsbereite Hausherr in finanzieller Bedrängnis angenommen haben soll. Bei Arnsteins war eben ein Treffpunkt von Personen ganz verschiedener Lebensstellung und Geistesrichtung und daher eine Stätte anregenden Verkehrs; nicht was man war,

sondern wer man war, darauf kam es an; für Leib und Seele fanden die Gäste hier die reichste Labung, sie brachten Blüten und Früchte ihres Innenlebens, um andere dafür einzusammeln, und der Ton, der in diesen Räumen erklang, war gestimmt auf die Postulate feinsten Geselligkeit. „Arnsteins scheinen mehr als sonst en vogue“, schrieb Barnhagen daher am 12. Oktober 1814 an Rahel. Und als das Weihnachtsfest dieses Jahres herankam, erlebte das Haus einen neuen Triumph. In Wien kannte man eine Feier, wie sie in Norddeutschland Sitte ist, nicht; aber Frau Franziska hatte die alte, liebe Berliner Gewohnheit festgehalten und für den Heiligen Abend alle zum Kongreß anwesenden preußischen Kapazitäten geladen, von denen jeder unter dem brennenden Tannenbaume sein Geschenk erhielt. Es waren viele hohe preußische Beamte dort, selbst der Staatskanzler Fürst Hardenberg erschien.

Die Vorzüge der Frau von Arnstein gingen auf ihr einziges, 1780 geborenes Kind Henriette über, die 1802 den reichen Heinrich Pereira heiratete; dieser wurde dann von seinem Schwiegervater adoptiert und später unter dem Namen Pereira - Arnstein in den Freiherrenstand erhoben. „Tettchen“ Pereira war so liebenswürdig wie geistreich und hatte auch literarische Interessen; in ihrem Salon boten Tanz, Musik und Vorlesen willkommene Abwechslung. Theodor Körner fand an ihr eine Gönnerin, und als dessen Eltern im August 1812 ihren Sohn in Wien besuchten, verkehrten sie viel bei Pereiras. Frau Henriette, eine begabte Schülerin Clementis und enthusiastische Verehrerin Haydns, spielte gern in dem Salon des aus Schillers Jugendgeschichte bekannten Klavierbauers und Musiklehrers Streicher, wo man sich ganz besonders für die Kompositionen des Prinzen Louis Ferdinand interessierte. Während der Kongreßtage wirkte sie hier Mitte November 1814 in einem Trio des fürstlichen Tondichters mit und spielte im März des folgenden Jahres an derselben Stelle unter großem Beifall mit einer anderen Dame ein Klavierkonzert zu vier Händen. Sie war eine raffige Frau von hervorragender, allerdings prononciert semitischer Schönheit; das Grassi'sche Gemälde, auf dem sie, gewissermaßen die Gastlichkeit darstellend, eine Schale mit Früchten darbietet, läßt sie als reizendes Wesen erscheinen. Dafür hielt sie jedenfalls auch der Fürst Moriz Dietrichstein, der Mäzen, Freund Beethovens und spätere Erzieher des einstigen „Königs von Rom“, der auf einem Kongreßballe des Bankiers Johann Heinrich Geymüller einen Walzer mit ihr tanzte, bei dem sich die sonst so gewandte Frau in den Falten ihres Kleides verwickelte und mitsamt ihrem Kavalier einen bösen Fall tat, ein Ereignis, das längere Zeit in der vornehmen Gesellschaft lebhaft besprochen wurde. Bezeichnend für den geistigen Standpunkt der im übrigen völlig aufgeklärten Dame ist die Tatsache, daß in ihrem Hause die ihr befreundete Gräfin Engl mit all dem feierlichen Ernste, den eine so wichtige Handlung erfordert, die Karten zu schlagen pflegte.

Auch bei Arnsteins Schwager und Kompagnon, dem Freiherrn Bernhard von Eskeles, herrschte reger gesellschaftlicher Verkehr. Der Hausherr selbst war

ein rechtschaffener, überaus kluger, in Finanz- und Handelsfragen mit schärfster Einsicht begabter Geschäftsmann, der trotz politisch freier Denkungsart bei der Regierung in hohem Ansehen stand und für den finanziellen Berater des Kaisers Franz galt; ein reiches Leben war über ihn hinweggegangen, das er nach der ihm eigenen Art in sich verarbeitet hatte; er wurde mit Recht für ein etwas altväterisches Original angesehen, dessen Antlitz aber den Ausdruck froher Heiterkeit trug, die in Witz und Laune reichlich ausströmte. Für geistig Strebende, zumal Künstler, hatte er ein warmes Herz. Seine Gattin, zwei Jahre jünger als ihre Schwester Fanny, der sie an Lebhaftigkeit nachstand, vereinigte mit dem feinen Ton einer vornehmen Dame viel freundliches Wohlwollen, das auch dem Geringsten ihrer Gäste zugute kam. Sie war eine begabte Frau, der gegenüber selbst Wilhelm von Humboldt, einer der Vertreter Preußens auf dem Kongresse, sich wohl über die politische Lage ausließ, und daß es ihr an warmen Gemütsregungen nicht mangelte, beweist ein an Goethe gerichteter, aus ihrer Feder stammender Brief vom 11. November 1812, in dem sie den Tod ihrer Schwägerin, einer Frau von Flies, und denjenigen der Baronin Eybenberg beklagt. Auch das Haus Eskeles war wie das Arnsteinsche zur Kongreßzeit ein Sammelpunkt für alles, was Wien an Einheimischen und Fremden, Vornehmen und Geringen, vom mächtigen Fürsten bis zum armen Künstler Ausgezeichnetes besaß; vor allem vereinigte sein Salon häufig die Spitzen der Diplomatie. Wenn man bei Arnsteins mehr ein buntes Durcheinander fand, so trafen sich bei Eskeles hauptsächlich gewählte kleinere Zirkel; gab es pompöse Festlichkeiten, entschlüpfte der Hausherr, nachdem er die Pflichten der Repräsentation erfüllt hatte, gern in ein Hinterstübchen, um dort im Kreise alter Haus- und kluger Geschäftsfreunde den Abend bei Bier und Tabak zu beschließen. Goethe hatte die Familie Eskeles 1808 in Franzensbad kennen gelernt; er las ihnen aus seinen Gedichten vor, tafelte an ihrem Tische gut und freute sich der zwanglosen, durch Anekdoten und Witze gewürzten Unterhaltung. Der Reiz der vom Tag lebenden Gesellschaft verflatterte freilich mit dem Augenblick, und der dauernde Gewinn dieser Stunden war für den Geistesgewaltigen nicht groß. Doch blieb er, wie wir sahen, mit dem Eskeles'schen Kreise in Verbindung.

Mehr als hundert Jahre sind dahingegangen, seit der Kongreß tagte; aber wer sich das farbenprächtige Bild rekonstruieren will, wird in dem bunten Ensemble einen so bescheidenen wie wichtigen Faktor nicht übersehen dürfen: das Judentum.

